

Der kleine Bund

Gewürfelte Augenzahl mit den Fingern fühlen

Sehbehinderungen Wie ist es, blind zu sein? Das Schweizerische Blindenmuseum in Zollikofen erlaubt es Sehenden, sich in diese Realität einzufühlen – und erhielt dafür eine besondere Würdigung.

Jessica King

Der Raum ist dunkel, die Augen suchen im schwarzen Nichts vergebens nach Konturen, Schatten, Formen. Rechts rauscht der Strassenlärm, immer wieder donnern Lastwagen vorbei. Plötzlich von links: Bohren und Hämmern. «Ach nein, eine Baustelle», sagt eine Mädchenstimme.

Das 15 Minuten dauernde Hörspiel im Dunkelraum des Blindenmuseums Zollikofen simuliert den Schulweg eines Mädchens von Bern in die Blindenschule. Die Baustelle ist eine unangenehme Überraschung: Nun muss sie einen Weg zwischen Bauabsperrungen und Lastwagen finden, das Kratzen ihres Blindenstocks am Boden ist inmitten des Lärms kaum zu hören. Eine Situation, die in der kompletten Finsternis überraschend bedrohlich wirkt.

Grau in Grau

Kurz in die Welt einer Person mit Sehbehinderung eintauchen: Das ist das Ziel der interaktiven Ausstellung des Blindenmuseums Zollikofen. Diese Lernumgebung hat die Jury des Europäischen Museumspreises jüngst bewegt, das Museum mit einer «special commendation», einer besonderen Würdigung, zu ehren – als eines von sieben in Europa. Besonders hebt die Jury in ihrer Laudatio die «vielfältigen, sinnlichen und praktischen Erfahrungen» für die Besuchenden hervor. Eine Strategie, die von der Museumsleitung bewusst gewählt wurde: «Wir möchten neue Erkenntnisse ermöglichen und Verständnis schaffen», sagt Silvia Brüllhardt. «Menschen mit einer Sehbehinderung empfinden wir oft als fordernd. Aber welche Barrieren sie tagtäglich überwinden müssen, merken wir erst, wenn wir es selbst ausprobieren.»

Das fängt im Eingangsbereich an, wo alles in Grautönen gehalten ist – die Wände, der Kassensbereich, die Schliessfächer. «Je fortgeschrittener eine Sehbe-



Im Blindenmuseum sind diverse Spiele zu finden, die für blinde Menschen adaptiert wurden – darunter Eile mit Weile. Foto: zvg



Museumsleiterin Silvia Brüllhardt führt durch die Sammlung. Foto: zvg

hinderung, desto eher verschwinden die Farben», erklärt die Museumsleiterin. Die Videoporträts beim Eingang, ebenfalls ganz in Grau gehalten, erlauben erste Einblicke in die bis anhin fremde Welt. Da erzählt etwa Alexander, wie er sich nach einem feuchtföhlichen Fest der Müdigkeit hingab und sich auf dem Nachhauseweg ganz von seinem Blindenhund steuern liess – bis ihm plötzlich dämmerte, dass er sich irgendwo im Wald befand. «Mein Hund wollte offenbar noch nicht schlafen gehen», sagt er mit einem Lachen.

Auf dem Rundgang sind sämtliche Sinne gefragt; am wenigsten die Augen. Der Weg aus dem

Dunkelraum wird ertastet, an diversen Stationen warten Dunkelbrillen und Sonderbrillen mit milchig-weißen Gläsern, die eine starke Sehbehinderung simulieren. Das Potenzial für Frustration wird direkt spürbar, wenn Besuchende mit ungeübten Fingerkuppen über die Brailleschrift fahren, blind einen Computer bedienen sollen oder ein paar Schritte mit einem Blindenstock gehen. Oder wenn es ihnen kaum gelingt, an einem Würfel die Augenzahl mit den Fingern korrekt abzulesen. «Bei geburtsblinden Kindern erstarkt die Frustration oft in der Pubertät», erzählt Brüllhardt. «Dann erleben sie einen Realitätsschock, weil sie merken, dass ihnen ein

Teil der Welt für immer vorenthalten bleiben wird.»

Sprechende Küchenwaagen

Mit dem Rundgang will das Museum aber nicht nur auf die Beeinträchtigten fokussieren, sondern auch auf das Positive. «Viele haben grosse Angst zu erblinden», sagt Silvia Brüllhardt. «Das war bei mir auch so.» Heute ist ihre Meinung differenzierter – der Schrecken nahm ab, sagt sie, je mehr sie lernte, wie selbstständig blinde Menschen mittlerweile ein Leben führen können.

Dutzende adaptierte Alltagsgegenstände zeigen, wie Menschen mit einer Sehbehinderung die Teilhabe an der Gesellschaft erleichtert wird – darunter Jasskarten, sprechende Küchenwaagen oder Apps für das Smartphone, die Farben erkennen und beim Anziehen von passenden Kleidern helfen. In einer Ecke geht es um die Entwicklung der Blindenpädagogik: «Für Kinder mit einer Sehbehinderung ist es schwieriger, Begriffe zu lernen, weil sich diese nicht ohne weiteres aus dem Anschauen ergeben», erklärt Brüllhardt. Erstarrt sind hier etwa Weltkarten mit sanften Reliefs oder ein riesiger Holzfrosch.

Das Museum ist an der Blindenschule in Zollikofen angebunden, wo Brüllhardt arbeitet. Finanziert wurde es durch Spenden und Stiftungen, der Neubau steht seit 2020 auf dem Areal. An den Tagen, an denen das Museum geschlossen ist, finden Führungen und Workshops statt, insbesondere für Schulen. Im letzten Jahr seien rund 1000 Besucherinnen und Besucher gekommen – zu wenig, um das Museum nachhaltig zu finanzieren. «Der Druck ist riesig», so Brüllhardt. Die Betriebskosten von rund 160'000 Franken pro Jahr seien aktuell nicht mit Eintritts- und Workshops zu decken, weswegen sie weitere Unterstützung suchen. «Ein kleines Museum hat es schwer», sagt Brüllhardt. «Insbesondere auch, wenn es in Zollikofen liegt.»

Inkognito

Sie hat nie über ihre Kunst gesprochen und wollte keine Werke verkaufen

Serie «Inkognito» Wie heisst die Berner Künstlerin, die erst zu ihrem 85. Geburtstag aus der Verborgenheit auftauchte und einen Blick auf ihr Oeuvre erlaubte?

Mehr als ein halbes Jahrhundert lebten sie zusammen in einem Schloss an einem See, bis zu ihrem Tod 2016. Zu ihrem 85. Geburtstag machte ihr der Ehemann ein Geschenk: eine Ausstellung im grössten Museum der Hauptstadt. Der Ehemann ist übrigens selber ein Künstler, dazu noch Verleger und Cartoonist. Aber von ihm ist hier nicht die Rede.

Ob sie sich wirklich freute über das Geschenk, ist nicht bekannt. Zweifel daran sind angebracht bei einer Künstlerin, die ihr eigenes Schaffen über Jahrzehnte im Verborgenen hielt. Nicht ein Werk von ihr ist in einer öffentlichen Sammlung, verkaufen wollte sie keines ihrer Bil-



der. Sie hat nie über ihre Kunst gesprochen, so wie sie auch nie über Entstehung, Datierung oder Inhalte ihrer surrealistischen Traumwelten Auskunft gab. Das Zerreden von Kunst war ihr ein Gräuel, das Bild oder das Objekt sollten für sich sprechen.

1930 geboren, wuchs sie in Bern in einem kunstsinnigen El-

ternhaus auf. Ihr Vater war unter anderem mit Paul Klee befreundet, Wassily Kandinsky gehörte zu den Besuchern. Mit den wichtigsten Vertreterinnen und Vertretern der Schweizer Nachkriegskunst war sie befreundet, mit Meret Oppenheim, Daniel Spoerri oder Jean Tinguely. Als junge Frau wandte sich zuerst dem Ausdruckstanz zu, lernte bei Beatrix Tschumi und Mary Wigman, ehe sie die Kunstgewerbeschule besuchte und später in Paris die Nouvelle École de Paris und unter anderem Unterricht nahm bei Fernand Léger. Es kann also keine Rede sein von einer autodidaktischen Outsider-Künstlerin: Sie genoss eine gründliche Ausbildung in Kunst-

akademien und bei der Keramikerin Margrit Linck.

Randstunden für die Kunst

Ihr Mann hat einmal geschrieben, das seine Frau sich sehr um die Erziehung der sechs Kinder, drei von ihnen adoptierte, gekümmert habe, sodass deren eigene kreative Stimme verstummt sei. Sie jedoch entschied sich freiwillig dafür, sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit als Künstlerin zu verwirklichen. Für sie komme die Familie an erster Stelle, sagte sie einmal, für die Kunst blieben bloss noch Randstunden übrig. Nur einmal, 1988 in einer kleinen Galerie in Zürich, hat sie ihre Bilder ausgestellt. Ein Kosmos in dauernder Metamor-

phose zeigt sich dem Betrachter, Urwälder wuchern, unheimliche Zaubergärten locken, archetypische Mischwesen üben einen Sog aus.

Zurück zur Ausstellung in der Hauptstadt vor sieben Jahren. Der Direktor des Museums, der auch für die Ausstellung verant-

Die Auflösung

Es handelt sich um die Künstlerin Meret Meyer Scapa (1930–2016). Die Tochter des Verlegers Hans Meyer-Benteli lebte zusammen mit ihrem Mann Ted Scapa über 50 Jahre im Schloss Vallamand am Murtensee. 2015 wurde ihr eine Ausstellung im Kunstmuseum Bern ausgerichtet.

wortlich zeichnete, kam jeweils ins Schloss und wählte die Bilder aus, begleitet und unterhalten vom jovialen Herrn des Hauses, einem gebürtigen Holländer übrigens. Die Künstlerin selber war allerdings nie anwesend, sie hielt sich stets im ersten Stock auf, während der Direktor im Erdgeschoss Arbeiten für die Ausstellung aussuchte. Sie verweigerte sich auch diesem Vertreter des Kunstbetriebs und wahrte das Geheimnis um sich. Wer ist diese Frau, deren grossformatiges Gemälde «Arche Noa» seinen Platz im Schlafzimmer des Paares hatte?

Alexander Sury